



Wort und Leben.

Von Arthur Trebitsch (Wien).

Sobald sich in den Urzeiten der Menschheit langsam und allmählich aus gelallten, gestammelten, hinausgeschrieenen Schreckens-, Freuden- und Bewunderungslauten starre und stets wiederkehrende Lautfolgen herauskristallisiert haben, hat die Sprache begonnen zu leben. Konstant Gleiches wird zu Hauptwörtern, in — akustischer oder optischer — Beziehung „Verfolgtes“ schafft das Zeitwort, an Konstantem Beobachtetes die Eigenschaftswörter. Aus primitivem, stoßweise vorgebrachtem Stammeln wird geregelter Satzbau. Eins aber bleibt als Grundgesetz für allen sprachlichen Zuwachs, alle Bereicherung und Komplikation des werdenden Wortschatzes: Was wir aus lebendiger Berührung mit der Welt an Einheiten uns zu dauerndem Besitz herausgeholt haben, das wird in Worten mitgeteilt, aufbewahrt und weitergegeben den folgenden Generationen.

Dies Weitergeben erfolgt durch Schriftzeichen. Nunmehr hat die Perversion in potenziertem Maße begonnen. Denn das Bild der Buchstaben muß das Wort erzeugen (bei dem wir nicht mehr das optische Buchstabenbild vor Augen haben), von dem aus das lebendige Material als „Beleg“, Analogon und Exemplifikation heraufbeschworen werden muß.

Wer allzuviel und allzuoft diesen Weg des Geistes geschritten ist, wird zum weltabgekehrten, lebensunfrohen, zerfahrenen Träumer: er empfängt aus zweiter Hand und gibt Unlebendiges weiter.

In diesem Weitergeben liegt der Keim zu allem Unheil, das das Wort den Menschen zu bringen vermag. Denn — rein geirnpophysologisch gedacht — während bei der Entstehung des Wortes der Weg vom Besitz selbstverfaßten Lebens zu dies bezeichnendem Laut gewahrt bleibt, ist hier die Perversion des Prozesses und mithin auch des ihn beherbergenden Hirnes schon angebahnt. Mag nun die Annahme eines Sprachzentrums sich den heutigen Geirnpophysologen auch als fraglich, ja, völlig aus der Luft gegriffen herausgestellt haben, sicher ist es, daß der Besitz der Bilder vorhanden sein kann,

ohne daß das zugehörige Wort damit stetig verbunden wäre — wie wir bei Gehirntumor oder Paralyse beobachten können — ja, daß zu dem vom Gesichtsausdruck des Patienten abzulesenden vorhandenen Besitz richtiger Einheiten falsche Worte konjugiert erscheinen, woraus deutlich hervorgeht, daß stets eine Leitung (Gehirnsfasern) das jeweilige Bild einem Worte verbindet.

Wo aber, wie bei dem in aller Kultur und bei allem Unterricht so häufigen verkehrten Wege, früherem Wortbesitze allmählich und notdürftig Bilder und Abbilder hinzugefügt werden, und so eine völlige Umkehrung des physiologisch-psychischen Prozesses möglich geworden ist, da hat das Wort sein neues, gefährliches und allem Geiste so verhängnisvolles Leben begonnen.

Wer mit uns gelernt hat, in dieser Perversion von Wort und Leben*) das Grundproblem des Geistigen zu erblicken, der weiß, wie sehr das Fortschreiten der Menschheit diese Gefahr stets mehr steigert und verbreitet.

Was nun jenen Künstler betrifft, der Leben und Wort als Gestaltungs-material verwendet, also den Dichter, so war bis ins 18. Jahrhundert hinein den Menschen geläufig, daß derjenige so zu nennen sei, der die Worte frisch, rein und gleichsam neuentdeckt seinem unmittelbaren Erlebnis verdankt. Dieses vom Erleben zum Worte ungestört und unmittelbar Selangenkönnen war stets das wesentliche Merkmal des Dichters gewesen.

Unsere Zeit aber, die durch die Dichtkunst der Vergangenheit genießend und aufnehmend hindurchgeschritten ist, hat den seltsamen neuen Dichtertypus entwickelt und großgezogen, der durch vieles Studieren fremder Wortgebilde, durch bewußten Besitz und spielende Beherrschung des Wortschatzes seiner Sprache sich ein Sprachkönnen angeeignet hat und über eine Sprachgewalt verfügt, die nicht im geringsten vom eigenen Erleben gezeugt oder bereichert wurde.

Dadurch hat sich im Hirne solcher Schaffender ein seltsamer Riß zwischen Wort und Leben aufgetan. Je mehr sie nämlich in der Geschicklichkeit der reinen Wortkunst fortschreiten, je mehr sie stets neuere, eigenartigere, intensivere Wortgebilde suchen und finden, desto tiefer klappt der Abgrund, der sie vom eigenen Leben und Erleben trennt, dies als belanglos, schal und nebensächlich erscheinen lassend. Begreiflicher Weise! Denn — physiologisch gesprochen: Die von den eigenen Erlebnissen geborenen Worte scheinen schal und alltäglich, ja, es entstehen überhaupt auf dieser — normalen — physiologischen Bahn (vom erlebten Bilde zum sprachlichen Festhalten) keine neuen Worte mehr,

*) Siehe die Einleitung meines „Antaios“, I. Band, S. 1—32.

da die fixierende Kraft des nun völlig sekundär gewordenen Denkvermögens sich einfach diesem allzubanalen, allzualltäglichen Gange des Denkens nicht mehr anvertraut.

Umgekehrt aber wird aller Wortbesitz und -reichtum den Dichter doch irgendwie zur Gestaltung des Seins hinverweisen. Wo aber den Worten nicht mehr ihr voller „Sinn“, d. h. die wirkliche, durch die Berührung des Ich mit der Welt geforderte Sinnlichkeit innewohnt, wird sich zweierlei ereignen können: entweder hat das Wort allen andern als den akustischen „Sinn“ verloren, und der Dichter kann mit ihm schalten und walten, als wäre, was es enthält, nichts als Ton und Klang; oder aber die Sehnsucht nach dem blassen, kaum geahnten, im Worte nur schemenhaft aufdämmernden Lebendigen zwingt den Wortkünstler, immer intensiver, immer ausdrucksvoller, immer mannigfaltiger die Worte zu häufen, um so doch endlich dahin zu gelangen, von wannen eben das Wort herkommen sollte: zum Leben. Wie dies nun aber bei dem rückläufigen Prozeß begreiflich ist: alle krampfhafteste Anstrengung, alles Bemühen um eine gequälte Intensität hilft nichts; dem Kenner wird stets der verkehrte Weg: vom Wort zum Leben offenkundig sein.

Aus den zwei Möglichkeiten sind die Gebilde moderner Dichtversuche zum meist gemischt. In jedem der beiden Fälle aber sind Erzeugnisse zu erwarten, in denen sich Form und Inhalt trennen lassen, jene mißliche Trennung, die, wie wir noch sehen werden, dem tiefsten Wesen des Schöpferischen widerspricht.

In früheren Zeiten schufen solche Künstler des Wortes jene reimreichen, klingelnden Spielereien, die, ob es Sphaselen, Sonette, Terzinen oder sonstige Reimereien waren, dem Kenner ihre Seelenlosigkeit rasch enthüllten und, im Grunde harmlos, wenig Schaden zu stiften vermochten. Unsere Zeit jedoch hat aus dieser Perversion ganz andere und gefährlichere Dinge zur Entwicklung gebracht.

Ihr blieb es vorbehalten, ein Geschlecht zu zeugen, das aus der Not der Impotenz — gerade herausgesagt — die Tugend der Originalität mit allzugutem Erfolge vorzutäuschen vermochte.

Denn, zu ähnlich gearteten Zeitgenossen sprechend, haben jene Pervertierten aus den beiden Gruppen ein eigenartiges Neues gestaltet. Sowohl wird nämlich das nicht mehr lebendige Wort aus Lust am Klange verwendet und mißbraucht, als auch eine Lebendigkeit und Intensität des Dargestellten vorgetäuscht, die für alles Kunstgefühl verhängnisvoll zu werden droht.

Denn während der primär veranlagte Leser sofort mit gutem Instinkte ahnt: das alles sei nichts Rechtes, hinter all dem seltsamen GeKlingel, dem hysterisch

Überdeutlichen und scheinbar so Präzisen verstecke sich eitel Ohnmacht und Unechtheit des Gefühles, kann es geschehen, daß ein weniger Unmittelbarer, ein ähnlich dem Worte Verfallener getäuscht wird und all das gequälte Ge-
rede für Tiefe, Eigenart und „seltene Formschönheit“ hinnimmt.

Der Roman, der nicht irgendwie dem Erlebnis verdankt ward, ist langweilig und wird schon dadurch an mangelnden Lesern laborieren und von der Bildfläche verschwinden; das Drama, das aus solch pervertierter Beziehung zur Welt entstand, wird vollends an dem stets Lebendigem zugekehrtem Theaterpublikum zunichte und von Theaterdirektoren, die an den Kassenerfolg denken, gar bald abgewehrt werden; die Lyrik aber, die sich ohnehin zumeist an einen kleinen Kreis mehr Weltabgekehrter wendet, die in der Kunst nicht Bereicherung und Belichtung, sondern Surrogate des Lebens suchen, hat durch jene Perversion schweren Schaden genommen, ja, sie droht heutigen Tages ganz und gar aller Unechtheit, Lebenslosigkeit und dem verlogenen Setze anheimzufallen, derart, daß die Wenigsten, auch unter den sogenannten Kennern, noch befähigt sind, echt von unecht, Wahrheit von Lüge, ja, wirkliches Gefühl von geistiger Hochstapelei und erbärmlichem Schwindel*) zu unterscheiden.

Bei solch trostlosem Fehlen jedes festen künstlerischen Urteiles erscheint es hoch an der Zeit, daß endlich einer kommt, um mit dem Besen eines geraden, eindeutigen Maßstabes den Augiasstall der arg verwahrlosten Dichtung zu säubern. Und wir meinen in dem sicheren Wissen um den rechten Weg vom Leben zum Worte solchen Maßstab gefunden zu haben.

Wenn zwei daselbe tun, so ist es nicht daselbe. Und wenn etwa der Franzose Gustav Flaubert das geistesaufpeitschende, quälende Ringen mit dem Worte gekannt hat wie wenige, so besteht doch zwischen solchem Schaffen und dem all jener Literaten, die heutigentags wie er „mit der Form zu ringen“ und einen „eigenen“ Stil sich schwer und mühsam zu erquälen vermeinen, ein gewaltiger Abstand. Denn gerade deshalb, weil Flaubert nur Selbstgeschautes, Selbstgefühltes und ganz und gar der eindeutig-schärfsten inneren Vision Verdanktes zum Ausdruck bringen wollte, rang er nicht — wie jene anderen — mit einer vom Inhalt irgend trennbaren „Form“, sondern war bestrebt, was er in sich hatte, restlos so hinauszuprofizieren, wie es in ihm ruhte. Und wenn dann und wann nicht völlig die Worte den inneren Vorgängen, Situationen und Handlungen genau gleichkommen wollen, ändert solch höchst lebendig

*) Über das Hierhergehörige siehe auch Antaios Band II, „Der Dichter und der Denker“, S. 59 ff.

gestaltender Geist immer wieder und wieder, bis Inneres völlig Ausdruck fand, bis also jene Einheit geschaffen wird, wo Inhalt und Form, ein untrennbar Ganzes, nicht mehr auseinanderfallen, sondern eben alles Sewollte da ist. Beim Stämper freilich wird hier eine Zweifelt bestehen, ja, er wird vermaßen, wenn er das, was ihm „Form“ zu sein scheint, den Sprachbesitz, nur recht beherrsche und herausarbeite, dann werde er schon allmählich sich zu jenem „Inhalt“ hinaufarbeiten, den er auf solchem Wege zu finden vermeint. Also: „mit der Form ringen“ ist entweder der krampfhafteste Versuch des unprimären Stämpers, vom Wort zum Leben sich gleichsam emporzuschrauben, oder aber ein falscher Ausdruck für: so lange Worte verwerfen und neue suchen, bis endlich das Lebendige halbwegs in Worten festzuhalten vermocht ward.

Es gibt unter den naiven schöpferischen Begabungen solche, die diesen Weg vom Leben zum Wort ganz zwanglos finden. Goethe ist hier ein Musterbeispiel. Andere freilich, wie eben Flaubert, die aber viel Rückläufigkeit des Geistesprozesses durchlebt haben, müssen qualvoll gegen das allzugefügige, allzu selbständig waltende Wort ankämpfen, um den wahren künstlerischen Zeugungsakt sich zu erzwingen und alles Sekundäre zu überwinden. Daß solchen Begabungen, die der Anlage nach primär, durch Erziehung und zuviel Gelesenes sekundär geworden, ewige Kämpfer wider sich selbst zu nennen sind, etwas Tragisches innewohnt, ist kein Zweifel. Worin aber dieser tragischste aller Kämpfe, der Kampf wider ein eigenes, gehaftes und doch stets gegenwärtiges zweites Ich zu suchen sei, das meinen wir zum erstenmale wahrhaft im Kerne ergründet zu haben.

Während bei jenem tragischen Konflikte kaum jemals völlige Befriedigung eintreten kann, ist der Naiv-Lebendige niemals von ähnlichen Skrupeln beherrscht und gepeinigt. Seine Gestalten stehen frisch und lebendig vor ihm, und wenn er sie — wie im Drama — reden läßt, da braucht er nur auf sie hinzuhorchen, sie sagen es ihm vor, was Situation und Handlung verlangen, und er hat nur zu lauschen, ja, dem Diktate seiner Phantasie eifrig zu folgen, auf daß er's nur rasch ganz einzufangen vermöge. Der andere aber, der auch als Dramatiker von den Worten allmählich zu den Gestalten zu gelangen trachtet, muß das Gesprochene immer wieder und wieder ändern und modeln, bis es halbwegs den ersehnten Eindruck hervorruft. Lessing, der es offen bekannte, schuf so seine Dramen; dies das „Hervorpressen aus Röhren“, das dem Artisten eignet. Mit viel Fleiß und Kunstverstand läßt sich so freilich etwas zustande bringen, was selbst dem Kenner kaum seinen pervertierten

Entstehungsgang verrät. Charakter und Beharrlichkeit müssen hier ersetzen, was eine kärglich spendende Natur versagt hat.

Gerade wir Österreicher waren meist eher im Lager der Lebendig-Schaffenden zu suchen. Zur Zeit, da ganz Deutschland einer schalen Epigonenkunst ergeben war, hatten wir unsern Strillparzer, der, bei Aufrechterhalten der klassischen Form, zutiefst aus eigenem Erleben schöpfte und kaum eine ungeschulte, nicht ganz individuell-lebendige Figur je auf die Bühne stellte. Sein Vers jedoch, von jenem angeborenen Rhythmus erfüllt, der nicht im Lautklang einzelner Vokale, sondern im dionysischen Schwung, im musikalischen Grundgeföhle geboren ward, kommt vom Volkslied, vom Dialekt her und verfiel seltener als im „Reich“ leerem Formspiel ohne inneres Erlebnis.

Die neuere Zeit freilich hat auch bei uns eine Dichtung gezeitigt, die, vom gewandt und fingerfertig verwendeten Worte kommend, allgemein menschlicher Teilnahme recht ferne steht. Ja, gerade bei unsern Stammesbrüdern im Reiche haben wir diesen — traurigen — Ruf von der schönen, eigenartigen Form uns erworben.

Aber es bereitet sich ein erfreulicher Rückschlag vor. Schon findet man mehr und mehr junge Dichter, die, alle Affektationen, Seltsamkeiten und Bedeutsamkeiten verachtend, in natürlichen, ungesuchten (aber „gefundenen“) Worten das sagen, was ihr Inneres wahrhaft bewegt und ihre Gestaltungs-kraft wirklich aufrührt. Wer freilich, wie solch ehrlich Schaffender, nur dann zur Feder greift, wenn eine tiefere Innenregung ihn dazu zwingt und nötigt, der wird an quantitativer Produktion vor jenem zurückstehen, bei dem die Kunst nicht von solch eigenem „Sein“ herrührt, sondern vom schalen „Können“ der Wortgaukelei. Wie denn überhaupt der Grundsatz für jeden echten Dichter weit einfacher ist, als es den Professoren der Ästhetik und Literatur begreiflich sein dürfte.

Er soll schweigen und sich dem Leben hingeben, bis die Gnade und das gütige Geschick eigenen Erlebens oder aber eines dem innersten Wesen verwandten, glücklich gefundenen Stoffes sein Herz und Hirn derart aufrührt und erregt, daß er zum Schaffenden wird.



